

Über den Autor:

Kai-Eric Fitzner kam 1970 in Bremen zur Welt. Sein Frühwerk, die Geschichte vom geschenkgierigen Hasen, verfasste er im Alter von sieben Jahren und sorgte damit auf Omas Geburtstagsfeier für Furore. Auf die Schulzeit folgte ein geisteswissenschaftliches Studium, das Anfang des neuen Jahrtausends konsequenterweise in einer IT-Karriere mündete. Heute lebt er mit seiner Familie in Oldenburg und ist ein gefragter Vortragsredner.

Kai-Eric Fitzner

Willkommen im Meer

Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de

Internetpräsenz des Autors:
<http://mondspiegel.de/blog/>
<http://welt20.org/>



Vollständige Taschenbuchausgabe
Knaur Taschenbuch
© 2015 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Dieses Werk wurde vermittelt durch die AVA international GmbH
Autoren- und Verlagsagentur, München.
www.ava-international.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Covergestaltung: Raja Caetano
Coverabbildung: Raja Caetano und Kai-Eric Fitzner
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51911-0

2 4 5 3 1

Vorwort

Kurz nachdem ich meinen Mann Kai-Eric Fitzner kennengelernt hatte, zeigte er mir eine Kurzgeschichte, die er 1998 als Student anlässlich eines Creative-Writing Workshops geschrieben und in den *Ahornblättern* (*Marburger Beiträge zur Kanada-Forschung*, Bd.12) veröffentlicht hatte. Die Geschichte heißt »Graveyard cafe« und hatte es mir sehr angetan. Kais Kopf war voll mit vielen weiteren Geschichten, er schrieb eigentlich immer, wenn er Zeit dazu hatte.

Ein paar Jahre später, nachdem wir nach Oldenburg umgezogen waren, verfasste er den Roman *Willkommen im Meer*. Obwohl er immer betont hat, dass alle Figuren des Romans rein fiktiv seien, kann ich nicht umhin, in den Zügen des Protagonisten Tim Schäfer auch Teile von Kais Persönlichkeit wiederzuerkennen.

Dieses Buch ist ein modernes Märchen, eine Utopie, die sich mit der Frage beschäftigt, wie das Leben in einer besseren Welt, frei von Kleingeistigkeit und Egozentrismus aussehen könnte. Die Charaktere sind durchaus zugespitzt gezeichnet, doch man kennt sie alle: In gewisser Weise ist uns jeder von ihnen bereits über den Weg gelaufen. (Bis auf Mutter vielleicht, sie ist zumindest mir so noch nicht begegnet.)

Es muss so um 2004 / 2005 gewesen sein, als ein kleiner Verlag in Berlin, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, junge, unbekannte Autoren zu veröffentlichen, das Manuskript las und drucken wollte. Bald wurde der Vertrag unterzeichnet, und wir feierten im Kreise unserer Freunde den zukünftig anerkannten Schriftsteller.

Kurz vor Erscheinungstermin erreichte uns die traurige Nachricht, dass der Verlag Insolvenz anmelden musste und der Vertrag damit aufgehoben war. Weitere Versuche, einen neuen Verlag zu finden, scheiterten. Das Buch passe nicht ins Konzept, so die gängige Antwort.

2006 entschied sich Kai, das Buch im Selbstverlag bei Books on Demand zu vertreiben. Das Buch fand den einen und anderen Leser, hauptsächlich aus Bekanntenkreisen, es war allerdings kein nennenswerter Erfolg zu verzeichnen. Vor ein paar Monaten wechselte Kai den Selbstverlag und veröffentlichte das Buch bei CreateSpace, einem Tochterunternehmen von Amazon, mit einem von mir gestalteten neuen Cover. Wieder blieb der erhoffte Erfolg aus, weshalb Kai auch als Unternehmensberater und vor allem als eindrucksvoller Vortragsredner tätig war. Doch ein freier Geist braucht die Freiheit, frei über seinen Geist entscheiden zu können, und so ging er den risikoreichen Schritt in die Selbstständigkeit, mit meiner vollen Unterstützung.

Seinen 45. Geburtstag verbrachte Kai im Krankenhaus, in das er mit Herzrhythmusstörungen eingeliefert worden war. Vier Tage später, am 13. Mai dieses Jahres, erlitt Kai dort einen schweren Schlaganfall. Noch am gleichen Abend wurde er aufgrund weiterer Komplikationen ins künstliche Koma versetzt, und wir bangten tagelang um sein Leben. Unsere Welt wurde von einem Tag auf den anderen auf den Kopf gestellt.

Gleichzeitig kamen nun auch existenzielle Schwierigkeiten auf uns zu: Aufgrund der Selbstständigkeit fielen nun die Einnahmen aus (natürlich, wie sollte es auch anders sein, gibt es keine Berufsunfähigkeitsversicherung), Kredite mussten zurückgezahlt werden. Als Studentin habe ich zwar einen Nebenjob, aber kein nennenswertes Einkommen.

Wie sollte ich mit unseren drei Kindern über die Runden kommen?

Kai war im Social-Media-Bereich sehr stark vernetzt, er wurde für seine geistreichen Kommentare geschätzt, betrieb selber einen Blog. Das Schaffen von Netzwerken, die es möglich machen, weltweit miteinander zu kommunizieren, Ideen zu verbreiten und vor allem Wissen zu teilen, war eines der Themen, mit denen er sich intensiv beschäftigte.

Mir kam in einer schlaflosen Nacht die Idee, seine Vernetzung zu nutzen und seine Social-Media-Freunde zu bitten, mir zu helfen, auf sein Buch aufmerksam zu machen. Viele hatten bereits erfahren, dass Kai im Krankenhaus lag, und erkundigten sich nach seinem Gesundheitszustand. Als ich den Aufruf von seinem Facebook-Profil aus am Dienstagabend nach einigem Zögern abschickte, ging alles sehr schnell. Innerhalb kürzester Zeit wurde gelikt und geteilt wie verrückt, Kommentare und Nachrichten, Hilfsangebote und Kraftspenden wurden geschickt. *Willkommen im Meer* verkaufte sich derart gut, dass es bereits am nächsten Tag von Platz 60755 der Amazon-Bestsellerliste auf Platz 2 schoss, kurz darauf die Spitze erklomm und sich dort knapp zwei Wochen hielt.

Mithilfe vieler und ganz besonders eines befreundeten Bloggers aus Bochum, Johannes Korten, schafften es mein Aufruf und Kais Buch sogar, Erwähnung in den klassischen Medien

zu finden. Endlich, wenn auch aufgrund eines traurigen Anlasses, wurde Kai die Anerkennung als Schriftsteller zuteil, die er sich schon lange erhofft hatte. Es zeigte sich nämlich, dass viele Menschen, die mit dem Kauf des Buches ein gutes Werk tun wollten, sich selber beschenkt fühlten, da, wie die vielen Rezensionen und Nachrichten zeigen, ihnen das Buch ausnehmend gut gefallen hat.

Die unglaubliche Anteilnahme so vieler Freunde, Bekannter und gänzlich fremder Menschen, die von unserem Schicksal berührt waren, gab mir wiederum Kraft, die entsetzliche Zeit der Unsicherheit und der Angst um Kai zu überstehen. Unzählige Menschen schrieben von eigenen Schicksalen, Mut machende Geschichten von Angehörigen oder Selbsterfahrungen, in denen die Betroffenen nach mitunter weit schwereren Schlaganfällen wieder ins Leben zurückgefunden hatten. Ich war und bin immer noch tief ergriffen von dieser Resonanz.

In der heutigen Zeit kann man sich immer häufiger des Eindrucks nicht erwehren, dass die Menschen oberflächlicher und leistungsorientierter werden, vor allem bedacht auf den eigenen Vorteil. Der Lovestorm, den ich erlebt habe, brachte mir den Glauben an die Gutherzigkeit im Menschen zurück. Das soziale Netz kann tatsächlich dafür sorgen, dass man sich aufgefangen fühlt und liebevoll durch schwere Zeiten begleitet wird. Die Möglichkeit, innerhalb kürzester Zeit eine große Verbreitung zu generieren, kann für sinnvolle soziale und menschliche Themen genutzt werden.

Ich erzählte Kai, während er schlief, täglich von allem, was passierte, in der Hoffnung, dass die Informationen auf irgendeine Art zu ihm durchdringen und ihm ebenfalls Kraft und Motivation geben würden, durchzuhalten und sich zurück ins Leben zu kämpfen.

Auch von verschiedenen Verlagen wurde mittlerweile Interesse bekundet, das Buch zu veröffentlichen. Über eine Freundin von Johannes Korten, die Social-Media-Managerin für Literaturnetzwerke, Karla Paul, wurde ich mit dem Literaturagenten Markus Michalek bekannt gemacht. Er übernahm die Vermittlung und Verhandlungen und hat in Droemer Knauer nun den Verlag für uns gefunden, mit dessen Hilfe sich Kais großer Traum erfüllt: ein anerkannter Schriftsteller zu sein, dessen Bücher in Buchhandlungen liegen und dort erworben werden können!

Um uns über die Publikation hinaus weiter zu unterstützen, hat der Verlag das Honorar meines Mannes pro verkauftes Buch verdreifacht. Herzlichen Dank an dieser Stelle an Droemer Knauer.

Inzwischen befindet sich Kai in der Reha und macht langsame, aber kontinuierliche Fortschritte. Auch wenn es nicht möglich ist, vorherzusagen, was er wieder erlernen wird, so habe ich doch große Hoffnung. Schließlich muss er doch wissen und verstehen, was passiert ist, seinen Erfolg genießen und uns hoffentlich noch viele weitere Bücher beschenken.

Ich wünsche den Lesern von *Willkommen im Meer* wunderbare Unterhaltung und viel Freude bei der Lektüre. Vielleicht trägt es ja dazu bei, hier und da das Leben aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten.

Raja Caetano
Oldenburg, den 24. Juni 2015

Für Raja, Felix, Lara und Ben

Alle in diesem Buch geschilderten Handlungen
und Personen sind frei erfunden.

Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen
wären zufällig und nicht beabsichtigt.

Eins

»Oldenburg?«, fragt Antje.

Irgendetwas schwingt da in ihrer Stimme mit. Ich weiß nicht genau, was es ist.

»Na ja, es ist ja nur die erste Antwort. Da kommen bestimmt noch mehr.«

»Aha«, sagt Antje und schiebt Lisa einen weiteren Löffel Möhrchenbrei in den mit orangenem Matsch umsäumten Mund.

»Soll aber 'ne gute Schule sein«, sage ich.

»Soso.«

»Ja. Alexander-von-Humboldt-Gymnasium. Kaderschmiede. Mit altsprachlichem Zweig.«

»Und warum wollen die dann dich?«

»Aber, aber, liebe Frau. Du sprichst mit einer hoch qualifizierten Fachkraft.«

»Papi gibt wieder an«, sagt Antje zu Lisa, die glucksend ihre wenigen Zähne entblößt. Ihr Lächeln erinnert mich immer noch ein bisschen an einen Flaschenöffner, aber das findet Antje geschmacklos. Eigenartigerweise fand sie weniger geschmacklos, was unser gemeinsamer Freund Albert zu Lisas Zähnen gesagt hat, als er uns das letzte Mal besuchen war. Sein Cousin nämlich hatte sich der Anti-Zahnpflege verschrieben, um wegen geistiger Umnachtung aus dem Polizeidienst ausscheiden zu können. Als dies nicht gelang, ließ er sich von einem Freund alle Zähne ziehen, bis auf die beiden unten mittig. Auf Alberts Frage, warum er das denn getan habe, sagte er: »Das ist doch ganz einfach. Ich bewerbe mich bei der Karwen-

delbahn in Garmisch als Kartenabbeißer.« Wenn es nach Albert gegangen wäre, hätte Lisa eine große Karriere bei der Karwendelbahn machen können. *Das* fand Antje todkomisch. Aber mich verdächtigen, unser Kind zu missbrauchen! Als ob ich jemals auf die Idee kommen würde, meiner Tochter eine Bierflasche in den Mund zu schieben.

»Oldenburg soll auch sehr schön sein«, sage ich in der Hoffnung, das Gespräch in andere Bahnen zu lenken. »Sagt sogar Mutter.«

»Ja, wenn Mutter das sagt.«

Mutter ist Antjes Mutter und lebt in Marburg. Andererseits ist sie aber auch nicht *ihre* Mutter, sondern einfach Mutter. Man muss sie kennen, um das zu verstehen. Sie verlässt Marburg nie, weil ihr Vater ihr seinerzeit erklärt hat, dass es überall auf der Welt gleich ist. Sie hat das verinnerlicht. Zumindest sagt sie das. Woher Mutter weiß, dass Oldenburg ganz schön sein soll, weiß ich allerdings auch nicht. Vielleicht hat sie es irgendwo gelesen.

»Ich dachte ja, wir wollen in den Süden«, sagt Antje.

»Ja, schon. Freiburg wäre mir ja auch lieber. Aber ob die mich da wollen ...«

»Was, mit deinen ganzen Auszeichnungen? Die lecken sich doch sicher die Finger nach dir.«

Lisa gluckst schon wieder, und diesmal kommt ein schöner Schwung Brei aus ihrem Mund.

»Lisa«, sagt Antje gespielt säuerlich, denn eigentlich findet sie das selber höchst amüsant, zumindest, wenn ich Lisa füttere.

»Vielleicht sollten wir einfach mal hinfahren und uns die Stadt ansehen.«

»Na klar doch«, sagt Antje. »Fahren wir halt mal hin.«

* * *

»Wieso hast du denn das so fleckig gemalt?«, frage ich Antje. Bloß aus Interesse. Ehrlich.

»Das ist nicht gemalt, sondern geschwämmelt«, sagt Antje mit diesem gefährlichen Funkeln in den Augen.

»Schön sieht das aus.«

»Freut mich, dass es Euer Gnaden Gefallen findet.«

Ich mag das, wenn sie mich so nennt. Ist irgendwie sexy. Aber es sieht tatsächlich gut aus. Antje hat die Wände unseres künftigen Wohnzimmers erst roh verputzt, dann weiß grundiert und schließlich mit so irdenen Farbpigmenten geschwämmelt, also mit einem Schwamm in Halbkreisen drübergewischt. Hat irgendwie was Mediterranes.

»Fleckig«, murmelt Antje ein bisschen empört.

»Na, fleckig hab ich ja gar nicht gemeint. Nur eben nicht eine Farbfläche.«

»Spießier«, sagt Antje. Sie sagt das oft, seit wir in Oldenburg sind.

»Es gefällt mir, ehrlich. Es ist nur ...«

Dieses Funkeln in ihren Augen verdichtet sich. In einem Comic würde man jetzt kleine Blitze sehen. Oder eine dunkle Wolke über ihrem Kopf. Oder beides.

»Es ist nur *was*?«

»Mama hat mal den Maler zurückbestellt, weil die Wand ihr nicht uni genug war. Fällt mir dabei gerade ein. Drei Mal musste der wieder antanzen und ihr versichern, dass sich das schon legen würde, wenn's erst mal getrocknet ist.«

»Heidrun hat nicht alle Tassen im Schrank«, sagt Antje nüchtern.

Im Prinzip hat sie damit ja nicht unrecht. Meine Mama, Heidrun, ist tatsächlich ein wenig verschroben. Aber sie hat nun mal die Dienstleistungsgesellschaft vollständig verinnerlicht.

Jedenfalls ist die Farbe damals zu ihrer Zufriedenheit getrocknet, und der Maler hat darauf verzichtet, seine außerplanmäßigen Ortstermine in Rechnung zu stellen. Allerdings hatte er danach nie wieder Zeit, wenn meine Mama einen Maler brauchte.

»Das stimmt wohl«, stimme ich Antje zu.

»Jasager«, sagt Antje.

Mir ist in den vergangenen Wochen mehrfach aufgefallen, dass Antje ziemlich auf Krawall gebürstet ist. Irgendetwas an dieser Stadt scheint ihr nicht zu behagen, obwohl sie sie bei unserem ersten Besuch »hübsch« fand. Als dann weitere Zusagen auf meine Bewerbungen ausblieben und sich Oldenburg als einzige Alternative zur Arbeitslosigkeit präsentierte, hat *sie* begonnen, nach Häusern zu suchen. Aber nur zur Miete. Man weiß ja nie. Wir haben einen Altbau gemietet. Zwei Etagen, sehr mondän.

»Muss man ein bisschen was tun«, hatte die Vermieterin Antje am Telefon mitgeteilt. »Aber dafür müssen Sie beim Auszug nicht renovieren. Ist ja auch Quatsch. Da möchte ja immer jeder was anderes.«

Das hat Antje imponiert, und nun setzen wir seit zwei Wochen unser Einhundertsiebzugquadratmeterhaus, fünfundneunzig unten, fünfundsiebzig oben, für tausendzweihundert Mark im Monat, Strom, Wasser und Gas sind extra, instand. Eigentlich tut Antje das allein, mehr oder weniger. Das hat zweierlei Gründe. Zum einen muss ich den Unterricht für das kommende Schuljahr vorbereiten und mich durch den von Kultusministerium und Schulleitung absegneten Lehrplan kämpfen. Zum anderen schätzt Antje meine Handwerkskunst überhaupt nicht. Ist aber nicht schlimm. Sie kann das wirklich besser.

Aber was ihre Unzufriedenheit angeht, bin ich überfragt. Sie findet die Stadt spießig, weil da alle ständig in ihren eigenen

Gärten hocken. Woher sie das nach zwei Wochen Heimwerkelei weiß, entzieht sich meiner Kenntnis. Sie sagt, man sehe das an den leeren Spielplätzen. Da könnte was dran sein.

* * *

Herr Doktor Meinhardt macht einen sehr korrekten Eindruck, durch und durch alte Schule. So wie die Schule selbst. Hohe Decken, Säulen im Eingang, Wandmalereien in der zugigen Aula, undichte Fenster. Gerade hat er mir das Sprachlabor gezeigt, wo eine Schar extrem gelangweilt aussehender Jugendlicher einem Mann mit gepflegtem Bart und rotem Schal gequält über Kopfhörer lauscht. Die Kopfhörer erinnern mich an diese Lärmschutzhilfen beim Militär, die Mickymäuse genannt werden.

»Dann lassen wir die Kinder mal allein mit ihren Mickymäusen, nicht, Herr Doktor Schäfer, hehe«, sagt Herr Doktor Meinhardt beim Schließen der Tür. Der war also auch beim Bund, wahrscheinlich Reserveoffizier. Doktor Meinhardt ist stellvertretender Schulleiter und lässt keinen Zweifel daran, dass er sich zu Höherem berufen wähnt.

Der Linoleumboden quietscht unter unseren Füßen, während wir die Treppen hinabsteigen. Das Sprachlabor liegt in einem der beiden Flügel der Schule ganz oben unterm Dach. Den anderen Flügel kann man nur erreichen, wenn man im Erdgeschoss durchs Foyer latscht und auf der anderen Seite wieder Treppen steigt. Man könnte auch im ersten Stock durch die Aula gehen, aber da kommt man auf der anderen Seite in die musikalische Asservatenkammer und dort darf man ohne Genehmigung des obersten Musikus nicht hinein.

Also quietschen wir durch das Foyer, in dem kurioserweise ein

Aquarium ohne Fische steht. Das Aquarium ist derart platziert, dass es das Erste ist, was jemand sieht, der das Schulgebäude durch das schwere Eingangsportal betritt. Ich überlege kurz, Doktor Meinhardt danach zu fragen, welche Bewandnis es mit dem Aquarium auf sich hat, aber er wirkt sichtlich aufgewühlt, als wir an dem mit Wasser und Algen gefüllten Glaskasten vorbeilaufen. Dann jedoch fällt sein Stellvertreter-Schulleiter-Blick durch eine der geöffneten Eingangstüren auf die Treppen vor dem Gebäude, wo einige Jugendliche rauchend herumsitzen.

»Das ist doch wohl ...«, sagt Doktor Meinhardt und lenkt seine Schritte aufgebracht dorthin. Da es in dem Aquarium nichts Sehenswertes zu geben scheint, folge ich ihm unauffällig.

»Was wird denn das hier?«, fragt Doktor Meinhardt die Jugendlichen.

Die jungen Leute, drei Jungs, zwei Mädchen, sehen ihn fragend an.

»Das Rauchen auf den Treppen ist untersagt, das wissen Sie ganz genau.«

»Stört doch keinen«, sagt einer der Jungen, ein schmaler Lulatsch mit langen Haaren.

»Die Treppen müssen frei bleiben, Moll«, schnauzt Doktor Meinhardt den Jungen an.

Die Schüler lassen ihre Blicke demonstrativ über die ansonsten verwaisten Treppen schweifen.

»Ja, wenn das so ist«, sagt eines der Mädchen und erhebt sich. Die anderen stehen ebenfalls auf und steigen die Stufen hinab.

»Nicht so nah bei den Treppen«, sagt Doktor Meinhardt.

Die jungen Leute gehen ein paar Schritte in Richtung des Stadtgrabens, der an das Schulgelände grenzt, und sehen Doktor Meinhardt fragend an.

»Na bitte, es geht doch. Ordnung muss sein, was, Herr Doktor Schäfer, hehe«, sagt er zu mir. Dann gehen wir zurück in die Schule und setzen unseren Marsch in den anderen Flügel fort. »Brandschutzbestimmungen«, sagt Doktor Meinhardt. »Das müssen die begreifen. Wir wollen sie doch zu anständigen Menschen erziehen, nicht wahr. Da muss man aufpassen, sonst tanzen die uns auf der Nase herum. Auf den Moll sollten Sie ein Auge haben. Der Vater ist ein hohes Tier bei einer Bank. Vorstand. Der Sohn will aber noch nicht so recht, wenn Sie verstehen, was ich meine. Na ja, dafür sind wir ja da. Sollen beizeiten lernen, wo Barthel den Most holt, was, Herr Doktor Schäfer, hehe. So sagt man doch bei Ihnen.«

Ich glaube mich zu erinnern, dass Captain Kirk diese Redewendung mal irgendwem gegenüber verwendet hat, was ich sehr drollig, weil anachronistisch fand, aber es scheint mir wenig ratsam, diese Anekdote mit dem stellvertretenden Schulleiter zu teilen. Also nicke ich.

»Was ist eigentlich mit dem Aquarium?«

Doktor Meinhardts Gesicht wird starr und fahl, seine Augen feucht. »Diese Schweine«, murmelt er und geht weiter.

* * *

Wir sitzen in der Haifischbar, die eigentlich gar nicht so heißt, und warten auf den Sonnenuntergang. Wie das Restaurant wirklich heißt, weiß natürlich niemand, obwohl da ein Schild hängt, auf dem das draufsteht. Oft schon habe ich mir vorgenommen, mir zu merken, was auf dem Schild steht, aber in meinem Gedächtnis wird diese Information einfach nicht gespeichert. Haifischbar wird es deswegen genannt, weil es früher eine olle Kaschemme aus modrigen Brettern war und wie

ein Ort wirkte, an dem sich zwielichtige Gestalten mit Holzbeinen und Papageien über anstehende Raubzüge oder Schatzsuchen berieten. Damals wurden dort Hühnchen auf offenem Feuer zwischen den Tischen gegrillt und die Getränke musste man sich aus einer Truhe im Brettverschlag selber holen. Manchmal waren die sogar kalt. Bezahlt wurden dann die leeren Flaschen auf dem Tisch. So war das früher.

Jetzt ist es ein richtiges Restaurant und es gibt eine überdachte Grillecke. Getränke bringt ein polyglotter Scherzkeks, dem keine Sprache fremd zu sein scheint und auch kein Späßchen zu derb. Hühnchen gibt's immer noch, durchaus schmackhaft, aber eigentlich treibt uns die Erinnerung hierher. Und der Sonnenuntergang. Die Terrasse liegt auf den Klippen bei Carapateira, und man blickt westwärts auf den Ozean.

Lisa lutscht kalte Pommes, während wir uns am *Vinho Verde* erfreuen. Lisa hätte zwar mittlerweile genug Zähne, aber sie verweigert das Kauen. Es ist windig und warm und ein durch und durch erfreulicher Tag. Drei Wochen sind wir bereits hier und zwei bleiben uns noch. Als wir das einem deutschen Autoreparateur erzählten, der uns einen geplatzten Reifen wechselte, sagte der nur: »Lehrer, was?« Dabei ist der jeden Sommer drei Monate hier, mit seinem mobilen Reifennotdienst. Aber er trennt ganz klar zwischen Arbeit und Freizeit. Ich habe darauf verzichtet, ihm darzulegen, was ich jeden Tag in Hinblick auf das kommende Schuljahr zu leisten habe, aber nur, weil Antje mich getreten hat, als ich zu einer Replik ansetzte.

In diesem zum Romantischen neigenden Moment klingelt ein Telefon. Wir blicken uns empört um, bis wir realisieren, dass es unser Handy ist. Verschämt geht Antje ran.

»Hallo?«

Ihrem gequälten Gesichtsausdruck entnehme ich, dass es Mut-

ter ist, aber dann sagt sie »Einen Moment« und reicht mir das Gerät.

»Schäfer?«, frage ich.

»Herr Doktor Schäfer, Meinhardt hier. Herr Doktor Schäfer, wir haben ein Problem. Na ja, genauer gesagt, habe ich ein Problem, das ich jetzt zu Ihrem machen möchte, hehe. Folgendes: Doktor Hussel hat sich beim Skifahren in Colorado den Rücken gebrochen und liegt für mindestens drei Monate flach. Danach Reha und so, Sie wissen schon. Jedenfalls brüte ich seit gestern über dem Stundenplan und finde keine Lösung, außer Ihnen. Kommen Sie morgen mal zu mir, dann besprechen wir das Ganze in Ruhe.«

»Ich bin gerade in Portugal, Herr Doktor Meinhardt. Das wird schwierig.«

Schweigen am anderen Ende.

»Herr Doktor Meinhardt?«

»In Portugal, so so«, sagt Doktor Meinhardt säuerlich. »Und ich dachte, Sie bereiten sich auf Ihr erstes Jahr bei uns vor.«

»Das tue ich, Herr Doktor Meinhardt, das tue ich. Nur eben nicht zu Hause.«

»Na ja, ist ein freies Land, nicht wahr, Herr Doktor Schäfer, hehe. Wann können Sie hier sein?«

»Wir kommen am Ersten zurück.«

»Am Ersten? August? Das ist schlecht, sehr schlecht.«

»Worum geht es denn genau, Herr Doktor Meinhardt?«

»Doktor Hussel sitzt auf dem Gemeinschaftskunde-Leistungskurs. Da hängen dieses Jahr drei Gymnasien dran und wir müssen den besetzen. Rotation, Sie verstehen schon.«

»Soll ich den übernehmen?«

»Trauen Sie sich das zu?«

»Ich denke schon. Was ist denn Thema im ersten Halbjahr?«

»Augenblick.« Papiergeraschel gesellt sich zu den atmosphärischen Störungen. »Erstes Halbjahr. Was hat der Hussel da geschrieben? Ach ja. ›Welt im Wandel. Die Geschichte der Marktwirtschaft von der Ersten Industriellen Revolution bis zur Globalisierung.« Können Sie das?«

»Ja, sicher doch.«

»Ah, Sie schickt der Himmel. Dann plane ich Sie da fest ein. Hat natürlich Auswirkungen auf Ihren Stundenplan. Änderungen gebe ich morgen durch.«

»In Ordnung.«

»Danke, Herr Doktor Schäfer. Sie haben was bei mir gut. Wiederhören.«

»Auf Wiederhören, Herr Doktor Meinhardt.«

Ich gebe Antje das Handy zurück.

»Das war Doktor Meinhardt.«

»Ach was«, sagt Antje.

»Ein Kollege ist ausgefallen. Ich soll seinen LK übernehmen. Gemeinschaftskunde.«

»Thema?«

»›Welt im Wandel. Die Geschichte der Marktwirtschaft von der Ersten Industriellen Revolution bis zur Globalisierung.««

Antje setzt dieses Lächeln auf, verschmitzt und provokativ.

»Oha.«

»Oha? Was soll das denn heißen?«

Keine Antwort. Sie lächelt einfach weiter.

»Habe ich irgendwas verpasst?«

»Nein, nicht doch. Es ist einfach ›oha«, nichts weiter.«

»Komm schon. Was willst du mir sagen?«

Antje seufzt.

»Ich habe so den Verdacht, dass deine Sicht der Dinge an dieser Schule nicht allzu willkommen sein dürfte.«

»Was willst du mir damit denn sagen?«

»Das weißt du ganz genau.«

Sie hat recht, wie immer.

* * *

»Nicht weinen«, sagt José zu Antje.

José ist ein alter Freund und Miteigentümer unseres Stückchens Land in der Wildnis, nördlich der Hauptstraße. Er lebt dort das ganze Jahr und hütet unsere Häuser, seins und unseres. José holt uns immer in Faro am Flughafen ab und bringt uns am Ende der Ferien zurück. Dann sagt er immer »Nicht weinen« zu Antje, weil Antje am Ende des Urlaubs immer weint. Was José nicht weiß, ist, dass Antje auch zwei Wochen nach dem Ende der Ferien immer wieder weint und außer »Lass mich« keine Worte an mich richtet. Danach redet sie zwei weitere Wochen nur darüber, warum wir nicht auch in Portugal leben können, so wie José, aber sie meint es nie als Frage, eher als selbsttherapeutische Maßnahme.

José wartet immer, bis wir unser Gepäck aufgegeben haben. Dann trinken wir einen letzten *Galão* zusammen und verabschieden uns überschwänglich, mit Umarmen, Küsschen, viel ›Lebewohl‹ und ›Bis bald‹. Hinter der Sicherheitsschranke weint Antje wieder und Lisa weint auch, weil Mama weint. Früh übt sich.

Das Flugzeug ist gerammelt voll und wird in Frankfurt zwischenlanden, bevor wir nach Bremen weiterfliegen. Antje möchte am Fenster sitzen, auch wenn sie das nicht sagt. Sie sagt ja nur »Lass mich« zu mir. Also lasse ich sie. Unser Kapitän ist ein Nordlicht namens Harry Hülse, wie er uns jovial über die Sprechanlage mitteilt. Auf dem Hinflug hätte Antje

mit mir gemeinsam darüber Tränen gelacht, jetzt lacht sie nicht. Kapitän Hülse reiht ungefähr zweiunddreißig Ortsnamen aneinander, damit wir uns ja kein Bild von der Reiseroute machen können, und wiederholt seinen Sermon in lupenreinem Pilotenenglisch.

Ich finde Flugreisen furchtbar. Nicht etwa, weil ich unter Flugangst leide. Ich flieg ja nicht selber. Es sind die Sitze und der atemberaubend enge Fußraum, der gewiss einer Beförderungsnorm aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts entspricht, damals, als die Menschen noch klein waren und die aufkommende Eisenbahn daraus Kapital zu schlagen vermochte. Schlimmer noch als die Platznot sind aber die Mitreisenden. Den ganzen Flug über höre ich sie über mangelnde Lebensstandards in Portugal mosern, jedes Jahr wieder, sodass ich mich manchmal frage, ob es jedes Jahr die gleichen Leute sind und, falls ja, warum die jedes Jahr wieder hierherkommen. Am liebsten würde ich ja schlafen, aber das geht nicht, weil der Erste Offizier Röhrig alle naslang die von seinem vorgesetzten Kapitän für wichtig befundenen zweiunddreißig Etappen unserer Reise über den Bordfunk abhakt. Die Wartezeiten dazwischen werden durch ein Tablett mit Nahrung nicht unähnlichen Substanzen und einem penetranten Getränke-service vollständig ausgefüllt.

In Frankfurt auf dem Rollfeld sagt Antje: »Wären wir doch in Marburg geblieben«, was ich nicht so recht deuten kann. Wahrscheinlich geht ihr der Flug auch auf die Nerven und sie wäre gerne ausgestiegen, aber als ich nachfrage, ob dies der Fall ist, sagt sie: »Lass mich.«

In Bremen regnet es und Antje weint.

* * *

Zu Hause wartet mein neuer Stundenplan in der Post, die unsere Vermieterin für uns auf den Küchentisch gelegt hat. Mir ist nicht sehr wohl bei dem Gedanken, dass sie in unserer Abwesenheit im Haus herumschnüffelt, aber da wir in Oldenburg noch keine Freundschaften geschlossen haben, hatten wir keine Wahl. Immerhin grüßt sie freundlich über einen mit Sütterlin bekritzelten Zettel neben der Post. Nette Dame eigentlich. Der neue Stundenplan, den Doktor Meinhardt in seiner Not für mich ersonnen hat, weist erstaunlich wenige Parallelen zu dem auf, den er mir vor den Ferien hat zukommen lassen. Montags zwei Stunden Gemeinschaftskunde, dann Doppelstunde Bio, beides mit der 11a, und eine Stunde Englisch in der 7b. Dienstags zwei Stunden LK Gemeinschaftskunde, dann Doppelstunde Englisch in der 9a, dann eine Stunde Gemeinschaftskunde mit der 11a. Mittwochs zur zweiten Stunde, Grundkurs Bio in der 12, Stoffwechselphysiologie. Dann zwei Stunden Nichts, gefolgt von einer Stunde Englisch in der 7b und einer Stunde Bio mit der 11a. Der Donnerstag beginnt zur Dritten mit einer Doppelstunde Gemeinschaftskunde LK, gefolgt von einer Stunde Englisch mit der 9a. Freitage beginnen künftig mit zwei Stunden Stoffwechsel in der 12, gefolgt von zwei Stunden Nichts und jeweils einer Stunde LK und Englisch mit der 7b. Arme 7b. Dreimal Englisch in einer der letzten beiden Stunden. Dazu ist die 7b eine altsprachliche Klasse, was so viel heißt wie: Die haben in der fünften Klasse mit Latein als erster Fremdsprache begonnen und kriegen Englisch jetzt neu dazu. Mahlzeit.

* * *

»Jetzt gib Papi ein Küsschen«, sagt Antje zu Lisa. Lisa will aber nicht und winkt nur. Also winke ich zurück und verlasse das Haus. Antje steht am Fenster und winkt. Lisa sitzt auf ihrem Arm und winkt auch. Es regnet. Antje weint.

Mein erster Tag.

In Oldenburg, habe ich gelernt, fährt man mit dem Fahrrad. Das Wetter spielt dabei keine Rolle, wie auch? Das Wetter in dieser Stadt ist keineswegs schlecht, aber irgendwie unberechenbar. Wechselhaft nennen das die Wetterauguren, wenngleich sie ihrer eigenen Aussage zum Trotz nicht darauf verzichten mögen, ihre Prognosen als wahrhaftig anzupreisen. In Oldenburg sitzt man trotz angekündigter Regenfälle unter strahlend blauem Himmel im Freien und umgekehrt. Regenkleidung ist folglich ein Muss.

Während ich die Peterstraße entlangadele, sehe ich eine Schar Gnome mit überdimensionierten Schulranzen der Marke *Scout* auf das Gelände der Wallschule strömen, und dabei überkommt mich ein Gefühl von Nostalgie. Ich erinnere mich an mein erstes Schuljahr und meinen innigsten Wunsch, einen blauen *Scout*-Ranzen zu besitzen. Da war ein Delphin drauf, das weiß ich noch ganz genau. Stattdessen bekam ich einen steingrau-olivfarbenen Ranzen, oder Tornister, wie wir das früher nannten. Vermutlich wollte es mir deshalb nicht gelingen, mich dem Militärdienst zu verweigern.

Obwohl es der erste Tag nach den großen Ferien ist, sind keine Schultüten zu sehen. Die Schulanfänger werden erst am Samstag initiiert, damit die großen Grundschüler noch Zeit haben, ihre Einschulungsmatinee zu proben. Irgendwie ist es ziemlich perfide, den Kleinen zur Einschulung ein rauschendes Fest zu präsentieren. Das nährt falsche Erwartungen an die Jahre, die da kommen.

Die Treppen zum Portal vom *Alex*, wie meine neue Schaffensstätte im Idiom der Jugend titulierte wird, sind gerammelt voll mit rauchenden Jugendlichen, die aber sehr freundlich und bereitwillig Platz machen. Es ist ein sehr diszipliniertes Hin- und Hergerücke, beinahe symbiotisch. Keine Sorge also im Brandfall, das kriegen die hin.

Während ich durchs Foyer in Richtung Lehrerzimmer quetsche, frage ich mich, warum ich eigentlich zur ersten Stunde gekommen bin. Ich stehe eigentlich nicht gerne früh auf, schon gar nicht früher als nötig. Aber heute bin ich schon um fünf Uhr aufgewacht und konnte nicht mehr schlafen. Lampenfieber.

Im Lehrerzimmer herrscht eine merkwürdige Atmosphäre. Den meisten Kollegen sieht man an, dass sie frühes Aufstehen ebenso verabscheuen wie ich. Einige scheinen dazu physisch überhaupt nicht in der Lage und starren stumpf auf ihre Kaffeetassen. Vielleicht suchen sie dort nach Inspiration oder wenigstens nach einer Erklärung, warum die Schule zu dieser biorhythmisch fatalen Zeit beginnt. ›Der frühe Vogel fängt den Wurm«, sagt der Volksmund. Aber wir sind keine Vögel, Schüler keine Würmer und das mit dem Fangen stimmt mich ebenfalls nachdenklich. Die Analogie hinkt gewaltig.

Doktor Meinhardt ist natürlich ein Frühaufsteher. Scherzend eiert er durchs Lehrerzimmer, bemüht, das schlaftrunkene Kollegium aufzuheitern. Wenn es nach ihm ginge, würde der Unterricht bestimmt schon um sechs Uhr in der Frühe beginnen, damit die Schüler in den ersten fünf Stunden zu müde sind, um sich der Wissensbetankung zu erwehren. Dann schrillt die Klingel.

Das Geräusch hat so gar nichts von Herbeirufen. Es ist vielmehr ein Alarmton, der dazu verleitet, das Gebäude auf schnellstem

Wege zu räumen. Das eindeutige Gegenprogramm zu den spaßverheißenden Einschulungsfeierlichkeiten. Auch die meisten Kollegen zucken zusammen.

Wolken von Lärm dringen durch die geschlossene Lehrerzimmertür, als Karawanen von Schülern ihren persönlichen Bildungs-oasen zustreben. Wenig später schrillt es erneut, und die Kollegen erheben sich und wanken in Richtung Ausgang. Die meisten von ihnen sehen so aus, als gingen sie zu ihrer Exekution.

* * *

Elf Uhr abends. Antje bringt gerade Lisa zum ich weiß nicht wievielten Male ins Bett. Sie schläft schlecht ein im Moment. Ich hätte das ja sehr gerne selber getan, aber ich hatte ein Telefongespräch zu führen – mit Mutter. Minutiöse Berichterstattung meines ersten Tages. Jedenfalls komme ich gerade an Lisas Zimmer vorbeigeschlichen, um die Mobileinheit unserer Fernsprechanlage zur Station zurückzubringen, als es klingelt. Lisa nimmt dies zum Anlass, in herzzerreißendes Gebrüll auszubrechen. Antjes Zorn ist durch die angelehnte Tür bis in den Flur zu spüren, als ich den grünen Knopf der Mobileinheit zum Zeichen meiner Anrufannahmebereitschaft drücke.

»Hallo«, sage ich.

»Wer spricht denn da?«

»Wer ruft denn an?«

»Hier spricht Doktor Moll.«

»Aha.«

Schweigen. Dann: »Doktor Günther Moll. Spreche ich mit Tim Schäfer?«

»Am Apparat.«

»Melden Sie sich gefälligst mit Ihrem Namen, wenn Sie ans Telefon gehen.«

»Kennen wir uns?«

»Mein Sohn Magnus besucht Ihren Gemeinschaftskundekurs.«

Oha! *Der Moll*. Bankvorstand. Sagt Doktor Meinhardt.

»Ist irgendetwas passiert, Herr Moll?«

»Doktor Moll.«

»Bitte?«

»Für Sie immer noch Doktor Moll, Herr Schäfer.«

So ein Gespräch wird das also.

»Schauen Sie, Herr Doktor Moll. Es ist schon reichlich spät und wir haben ein kleines Kind ...«

»Mein Sohn Magnus hat mir soeben berichtet, was Sie der Klasse heute im Unterricht für einen Unfug erzählt haben.«

»Herr Doktor Moll. So gerne ich mich mit Ihnen über unseren Unterricht unterhalten würde – der Zeitpunkt ist äußerst unglücklich gewählt.«

»Werden Sie mal nicht pampig, Schäfer!«

»Werde ich ja gar nicht. Ich unterhalte mich sehr gern mit Ihnen über den Unterricht – nur eben nicht abends um elf.«

»Ich bin ein viel beschäftigter Mann, Schäfer.«

Ich empfinde es als Ungeheuerlichkeit, eine Person mit ihrem bloßen Nachnamen anzusprechen. Seit den Tagen bei der Landesverteidigung bin ich wohl arg sensibilisiert, weil ich mich des Eindrucks nicht erwehren kann, dass die Ansprache durch den Nachnamen das Individuum auf eine wie auch immer geartete Bürgerfunktion reduzieren soll.

»Ich auch, Herr Doktor Moll. Gute Nacht«, sage ich deshalb und beende das Gespräch durch Betätigen des roten Knopfes. Das ist die einzige Möglichkeit, wie man unerfreulichen Telefonaten aus dem Weg gehen kann.

Es klingelt abermals.

»Hallo?«, sage ich. Lisas Stimme überschlägt sich und kippt ins Hysterische.

»Was glauben Sie eigentlich, mit wem Sie es hier zu tun haben, Schäfer?«

»Herr Doktor Moll?«

»Wollen Sie mich verarschen?«

»Das liegt mir fern. Außerdem rufen Sie ja mich an.«

»Ich an Ihrer Stelle wäre ein bisschen vorsichtiger, Schäfer.«

»Okay.«

»Legen Sie sich nicht mit mir an!«

Ich weiß wirklich nicht, was ich dazu noch sagen soll, aber Moll setzt noch einen drauf.

»Ich bin ein einflussreicher Mann.«

»Und viel beschäftigt«, ergänze ich.

»Vorsicht, Schäfer.«

»Doktor Schäfer.«

»Was war das?«

»Ich möchte Sie bitten, mich mit Doktor Schäfer anzusprechen, Herr Doktor Moll.«

»Das wird ein Nachspiel haben, Schäfer«, sagt Doktor Moll und legt auf.

* * *

Ich liege erschöpft, aber wach in unserem Bett, als Antje kommt. Sie hat noch gelesen, unten im Salon. Wir haben so viele Zimmer, dass wir gar nicht so recht wissen, was wir damit anfangen sollen. Also gibt es einen Salon, der eher so was wie eine Bibliothek ist. Zwei Sessel stehen darin, ein Tischchen und viele, viele Bücher.

Antje entkleidet sich und schlüpft unter die Decke. Zu meiner Irritation kuschelt sie sich an mich. Dabei ist die Zwei-Wochen-lass-mich-Frist gerade halb rum.

»Du bist noch wach?«, fragt sie.

»Hmmm.«

»Wer war denn da vorhin am Telefon?«

»Doktor Moll. Bankvorstand. Vater von Magnus. Ist bei mir im LK.«

»Magnus Moll«, kichert Antje.

»Ja. Groß und weich. Ob er traurig ist, weiß ich noch nicht. Aber ich könnte es ihm nicht verdenken. Der Vater ist ein Schwein.«

»Was wollte der denn?«

»Mit mir über den Unterricht reden. Ihm gefällt nicht, was Magnus darüber erzählt hat.«

»Geht's etwa schon los? Am ersten Tag?«

»Sieht so aus.«

»Bist du müde?«

»Nein.«

»Das ist gut«, sagt Antje verschwörerisch.

* * *

Es gibt affektiertes Gehabe, welches mich zur Weißglut bringt, und ich bin nicht im Geringsten darüber verwundert, dass Doktor Meinhardt vermutlich die gesamte Klaviatur beherrscht. Er fängt mich auf dem Weg ins Lehrerzimmer ab, in der großen Pause, nach zwei desillusionierenden Stunden Stoffwechselphysiologie. Der Grundkurs, den man mir zuge-dacht hat, besteht aus den naturwissenschaftlich Lahmen, die Chemie und Physik nach der 10 beziehungsweise nach der 11

abgewählt haben. Wie mir die Schüler berichten, handelt es sich keineswegs um einen einfachen Grundkurs, sondern um ein Prüfungsfach. Und die wissen nichts. Nichts wissen die, rein gar nichts. Aber sie nehmen's mit Humor. »Ich kann mir nicht vorstellen, aus Teilen zu bestehen, die ich nicht sehen kann«, sagte eine Schülerin. Als ich sie fragte, ob sie Religion als Leistungsfach belegt, nickte sie schnippisch und fragte: »Wieso?« Ich ließ dies unbeantwortet. Man weiß ja nie, was ihre Eltern so treiben.

Doktor Meinhardt jedenfalls steht in der geöffneten Tür zum Büro des Oberstufenkoordinators, der er nun einmal ist, und ruft: »Herr Doktor Schäfer.« Dabei versucht er, mich mit drei Bewegungen seines Zeigefingers herbeizulocken. Eine zutiefst herablassende Geste, die ihn augenblicklich auf dem Grund des Auffangbeckens unter meiner Achtungsskala aufschlagen lässt. Da wieder rauszukommen wird schwierig.

»Kommen Sie mal bitte rein zu mir«, sagt er.

»Tun Sie das bitte nicht.«

Sein Blick ist schwer zu deuten, aber in jedem Fall ist er überrascht.

»Was soll ich nicht tun?«

Ich mache ihm seine Fingerlockrufgeste vor.

»Dies hier, Herr Doktor Meinhardt. Ich bin kein Hund.«

Sein Blick wird streng. Plötzlich aber lacht er.

»Na, dann kommen Sie mal rein.«

Während ich an ihm vorbeigehe, bemerke ich, dass eine Gruppe von Schülern unweit von Doktor Meinhardts Büro Stellung bezogen hat.

Doktor Meinhardt lächelt ihnen nickend zu, bevor er die Tür schließt.

»Nehmen Sie bitte Platz, Herr Doktor Schäfer.«

Ich setze mich. Sein Schreibtisch, hinter dem er Platz nimmt, ist tadellos aufgeräumt, beinahe klinisch.

»Ich will nicht lange drum herumreden, Herr Doktor Schäfer. Heute Morgen bekam ich einen Anruf von Herrn Doktor Moll. Können Sie sich denken, warum?«

»Ehrlich gesagt, nein.«

»Kommen Sie, Doktor Schäfer. Verkaufen Sie mich bitte nicht für dumm.«

»Das habe ich gar nicht vor. Herr Doktor Moll hat mich gestern Nacht angerufen und belästigt. Warum er *Sie* angerufen hat, weiß ich nicht.«

»Großer Gott, Schäfer. Sie sind gerade einen Tag hier und machen mir schon Ärger.«

Da ist es wieder. Schäfer! Bürger Schäfer.

»*Herr Doktor* Meinhardt. *Ich* mache Ihnen keinen Ärger, sondern der Moll.«

»Herr Doktor Moll. So viel Zeit muss sein.«

»Was wollen Sie eigentlich von mir?«

»Ich möchte, dass Sie sich bei Herrn Doktor Moll entschuldigen.«

»Ich soll *was*?«

»Schauen Sie, Schäfer ...«

Herr Doktor Schäfer. So viel Zeit muss sein. Denke ich. Sag ich aber nicht. Bürger Meinhardt seufzt und sinniert augenscheinlich darüber, wie er mir seinen Wahnsinnsplan am besten verkaufen kann.

»Herr Doktor Moll ist ein einflussreiches Mitglied der hiesigen Gesellschaft. High Society sagt man da heutzutage wohl zu. Per Du mit dem halben Stadtrat, wenn Sie wissen, was ich meine. Ich will offen mit Ihnen sein. Unsere Turnhalle braucht ein neues Dach, und Geld fehlt an allen Ecken und Enden, wie Sie

wohl wissen. Das Kultusministerium stellt sich quer und verweist auf Sponsoring-Optionen.«

»Und?«

»Kommen Sie schon. Sie sind doch nicht auf den Kopf gefallen.«

»Sicher nicht, aber wenn ich darüber nachdenke, was Sie mir hier vorschlagen, dann wird mir übel.«

»Jetzt reißen Sie sich aber mal zusammen, Schäfer. Wir sind hier doch nicht im Kindergarten.«

»Exakt. War's das?«

»Kommen Sie mir nicht dumm, Schäfer«, bellt Bürger Meinhardt mich plötzlich an. Ich kann so was leider überhaupt nicht verarbeiten und bekomme augenblicklich rote Ohren, wenn mich jemand anschreit. Adrenalin, vermute ich, auch wenn man Adrenalin mit bloßem Auge eigentlich nicht sehen kann.

»Bitte, Herr Doktor Meinhardt. Wir sind hier nicht im Kindergarten und auch nicht auf dem Kasernenhof. Wenn Sie mir etwas zu sagen haben, dann teilen Sie mir das bitte in einem angemessenen Ton mit.«

Bewundernswerte Replik. Gut gemacht, Tim.

Bürger Meinhardts Kopf hat eine karmesinrote Farbe angenommen, aber fürs Erste schreit er nicht mehr, sondern japst nach Luft. Zeit, nachzusetzen.

»Herr Doktor Meinhardt. Ich weiß leider wirklich nicht, was Herr Doktor Moll von mir will, und ich kann beim besten Willen nicht ermessen, was er Ihnen erzählt hat. Aber dies weiß ich wohl: Ich werde mich nicht bei ihm entschuldigen, weil in meinem Unterricht kritische Stimmen zugelassen werden. Wenn der Herr glaubt, er könne sich mit einem neuen Turnhallendach ein Mitspracherecht am Unterricht erkaufen, dann sollten Sie, werter Herr Doktor Meinhardt, ihm darlegen, dass das so nicht geht.«

Dann sollten Sie ihm in seinen fetten Arsch treten. Das hätte ich lieber gesagt, aber das wäre taktisch wohl eher unklug. Ich weiß ja auch gar nicht, ob der alte Moll Gewichtsprobleme hat. Aber er hörte sich so an. Und plötzlich geschieht etwas Bemerkenswertes: Doktor Meinhardts Gesichtszüge entspannen sich. »Mein lieber Mann. Sie sind ja richtig auf Draht, was, Herr Doktor Schäfer, hehe.«

Was soll man dazu denn noch sagen? Na klar?

»Ich bin leider in der undankbaren Position, dass Beschwerden über Kollegen zuerst bei mir landen. Manchmal bin ich wohl etwas zu schnell dabei, den Druck nach unten weiterzugeben. Aber Sie sollten den jungen Moll, Magnus, nicht in seinen Ansichten bestärken. Versetzen Sie sich doch mal in die Lage seines Vaters. Der schuftet hart, um seine Familie zu ernähren, und sein Sohn gibt ihm pausenlos Kontra.«

Pause.

»Treibt sich nächtelang in dieser Disco *TimeOut* rum, so einer ist das. Antifa, Drogen – da kommt man zwangsläufig auf krumme Gedanken. Wir müssen aufpassen, dass der Junge nicht abdriftet. Das sind wir ihm und seinen Eltern schuldig. Disziplin, Disziplin, sag ich immer, hehe.«

Für einen Moment wünsche ich mir, er würde mich wieder anbrüllen. Dann könnte ich einfach aufstehen und gehen. Aber er macht weiter.

»Wenn jemand wie Magnus auf unserer Schule keinen vernünftigen Abschluss macht, dann hat das Konsequenzen für den Ruf dieser Institution. Da wird sein Vater schon für sorgen.«

»Für mich klingt das unterschwellig nach Erpressung.«

»Ja, ja. Da haben Sie ja recht. Aber so ist das Leben nun mal. Eine Hand wäscht die andere.«

»Schon. Damit beide sauber werden. Aber darum geht es hier doch gar nicht.«

»Wir verstehen uns«, sagt Doktor Meinhardt. Was er damit meint, ist mir völlig schleierhaft. »Behalten Sie den Jungen im Auge. Um Herrn Doktor Moll werde ich mich kümmern. Und jetzt machen Sie mal Pause, was, Herr Doktor Schäfer, hehe.«

* * *

»Kann ich Sie mal kurz sprechen?«

Ich stehe nahe am Ufer des Stadtgrabens, um einer eventuellen Evakuierung der Schule nicht im Wege zu sein, und rauche eine Zigarette. Ist nicht gesund, beruhigt aber die Nerven. Neben mir steht Magnus und dreht sich eine *Buccaneer*.

»Natürlich, Magnus. Was kann ich für Sie tun?«

»Ich muss mich bei Ihnen entschuldigen. Für meinen alten Herrn.«

»Haben Sie ihn angestiftet, mich anzurufen?«

Magnus blickt von seinem Freibeuter-Tabak auf und sieht mich fragend an.

»Natürlich nicht«, sagt er.

»Dann müssen Sie sich auch nicht bei mir entschuldigen.«

Ein Lächeln huscht über sein hageres Gesicht.

»Ich finde schon«, sagt er. »Das war 'ne ganz peinliche Nummer. Kann ich mal Feuer?«

Ich gebe ihm Feuer. Er nimmt einen Zug, dann sprudelt er los.

»Der rafft's einfach nicht. Kontrollfreak. Will alles bestimmen. Ist völlig durchgedreht gestern. Hat rumgeschrien wie ein Geisteskranker.«

»Warum eigentlich?«

»Weil die ganze Scheiße, die er so macht, auf dem Rücken der

kleinen Leute ausgetragen wird. Er kann's halt nicht ab, wenn man ihm das sagt.«

»Ich habe nichts dergleichen gesagt.«

»Aber ich.«

Nachtigall, ick hör dir trapsen.

»Warum hat er mich denn dann angerufen?«

Magnus' Augen blicken ziellos umher und er zieht viermal die Nase hoch dabei.

»Na ja, ich hab ihm gesagt, dass Sie das genauso sehen.«

Oha.

»Das hätten Sie nicht tun sollen, Magnus.«

»Wieso nicht? Stimmt doch.«

»Ich will es mal so sagen: Es spielt überhaupt keine Rolle, ob ich das so sehe oder nicht. Ich bin nicht hier, um Ihnen meine Sicht der Dinge aufzudrücken. Sie sollen sich anhand der Faktenlage eine eigene Meinung bilden. Ich helfe mit den Fakten, Sie bilden sich die Meinung. So läuft das.«

»Cool. Sie sind echt cool, Mann.«

Auf so was besser gar nicht erst eingehen.

»Magnus.«

»Maggie.«

»Wie bitte?«

»Nennen Sie mich Maggie. Alle tun das.«

»Ich weiß nicht, ob ich das tun sollte. Wenn Ihr Vater erfährt, dass ich Sie Maggie nenne, ruft er mich bestimmt wieder an.«

»Ich sag's ihm nicht.«

»Ich glaube, wir bleiben besser bei Magnus. Einverstanden?«

Magnus zuckt mit den Schultern.

»Also, Magnus. Sie werden merken, dass ich auch Meinungen zulassen werde, die Ihnen nicht behagen. Wenn sie gut begründet sind, dann ist das für mich in Ordnung.«

»Cool. Geht klar.«

»Aber um eines muss ich Sie bitten.«

»Nur zu.«

»Wenn Sie Ihren Vater mit den Konsequenzen seiner Arbeit konfrontieren, dann tun Sie das anhand von Fakten. Recherchieren Sie Ihre Quellen. Argumentieren Sie. Aber berufen Sie sich bitte nicht auf mich.«

»Geht klar.«

»Dann bin ich beruhigt. Ich weiß nämlich nicht, ob ich noch so einen nächtlichen Anruf verkrachte.«

»Kann ich verstehen.«

Wir stehen da und rauchen und ich frage mich, ob das pädagogisch einwandfrei ist. Vermutlich nicht.

»Eine Sache noch«, sagt Magnus plötzlich.

»Was denn?«

»Kann ich in Ihren Bio-Kurs?«

Oha!

* * *

»Fanclub-Gründung am zweiten Tag? Respekt«, sagt Antje.

»Das ist leider überhaupt nicht witzig, meine liebe Frau.«

»Wann ist denn die Wahl zum Vertrauenslehrer?«

»Antje, bitte.«

»Maggie Moll wird schon dafür sorgen.«

»Antje!«

Wir sitzen auf dem Balkon und schlürfen kalten Weißwein. Antje hat uns *Camarão* gemacht, so viele, dass ich glaube, ich muss platzen. Mit Piri-Piri und Knoblauch, in Olivenöl frittiert. Lecker! Jetzt steht ein riesiger Schalenberg auf dem Tisch und wir sitzen bewegungsunfähig in der lauen Abendluft. Lisa schläft.

»Wir hätten *Vinho Verde* mitbringen sollen«, sagt Antje plötzlich. Sie ist bereits in ihrer Warum-ziehen-wir-nicht-nach-Portugal-Phase.

»Der hier ist doch auch ganz lecker.«

»Tja, aber zu *Camarão* ...«

Mehr sagt sie nicht. Dann steht sie auf und trägt die Reste unseres Garnelen-Massakers in die Küche. Als sie wiederkommt, hat sie ein kleines Päckchen dabei.

»Von José«, sagt sie, während sie es aufmacht.

»Schick«, sage ich und gehe in den Salon, um die großen Blättchen zu holen.

* * *

Der Montag ist genauso, wie er sich beim Lesen des Stundenplans angefühlt hat. Vier Stunden 11a, erst Gemeinschaftskunde, dann Bio. Die Klasse besteht aus neun hyperaktiven Jungen, einem Träumer und zwölf Mädchen. Die Männchen sind brunftig und zum Unterricht nicht zu gebrauchen. Da muss ich mir was einfallen lassen. Bei den Weibchen ist es ein bisschen diffiziler. Vier von ihnen sitzen in der ersten Reihe und lächeln mich die ganze Zeit an, wenn sie nicht gerade was aufschreiben. Wenn ich sie anspreche, werden sie rot und schreiben was auf. Reden tun die nicht. Fünf weitere sind Schicksen, wie wir das früher nannten, aber ich werde mich bemühen, das nicht zu ihren Ungunsten auszulegen. Mit den anderen drei Weibchen lässt sich vortrefflich arbeiten. Sehr aufgeweckt. Ohne sie müsste ich mich meinem Hang zum Monologisieren hingeben. Auch der Träumer erweist sich als durchaus scharfsinnig, wenn er denn mitbekommt, worum es gerade geht. Den kann ich fordern.